

Leseprobe:

Jochen Missfeldt
Steilküste.
(Seiten 12-27)



Das Maigewitter

Schiff um Schiff lief seit dem 3. Mai 1945 in die Geltinger Bucht ein. Der Großadmiral hatte gerufen. Auch U-999 war auf dem Weg. Die Elektromotoren hatten es im Mai-Morgengrauen leise in der Elbe Richtung Brunsbüttelkoog vorangetrieben, immer an den Elbdeichen entlang. Hinter den Deichen schliefen die Tommys ahnungslos in ihren Zelten. Stand auf dem Deich etwa einer Wache und spähte und lauschte? Wollte der Feind morgen schon nach Schleswig-Holstein übersetzen? Unbehelligt passierte U-999 die Schleusen von Brunsbüttelkoog und den Nord-Ostsee-Kanal. In Kiel wäre es fast einem Fliegerangriff der Royal Air Force zum Opfer gefallen, aber, allem Krieg zum Trotz, kam es heil in der Geltinger Bucht an. Da lagen schon andere: U-Boote, Zerstörer, Schnellboote, Minensucher und Versorgungsschiffe.

Die Nacht, an deren Ende es eintraf, war eine tolle Mondnacht gewesen, Nacht der Zuflucht, Nacht der Geborgenheit, ein erhebendes Bild. Das sah nicht nach Kriegsende und Niederlage aus, sondern nach Heimkehr von einer großen, gewonnenen Schlacht. Keinem Soldaten war ein Haar gekrümmt worden. Man wichste schon die Knobelbecher für eine lange Ballnacht. Der Bart war ab. Man besah sich im Spiegel und kämmte sein Haar. Einen Spritzer Tai Tai aufs Kavaliertaschentuch geträufelt, das hat noch nie geschadet. Einatmen und sich in Form fühlen. Kein Soldat würde

beim Durchschreiten der Eichenlaub-Ehrenpforte hinken. Die Brieftasche war voll gestopft mit Sold, und zwischen dem Sold steckte das Foto: Ehefrau mit drei Töchtern. Eine Erinnerung an glückliche Tage. Die glücklichen Tage waren geblieben, und das Glück würde nicht vergehen. Das Wetter versprach, vom strahlenden Siegesgesang noch strahlender zu werden. Weit ging der Blick über die Ostsee und über Stadt und Land. Schönwetterwolken trieben am Maihimmel. Der Maiwind blies kühl. Das liebliche Osterfest war ohne Auferstehung an den Menschen vorbeigegangen. Das liebliche Pfingstfest stand vor der Tür.

Erst mal Himmelfahrt, Leute.

Zum Baden war das Wasser an diesem 5. Mai noch zu kalt. Wer den Fuß eintauchte, zog ihn zurück. Ein Blick auf die Uhr ergab: drei Minuten nach sechs. Die einzige stille Morgenminute war unwiderruflich abgelaufen.

Schon erwachte die Neugier. Oben auf der Steilküste standen viele Schaulustige, herbeigelaufene Flüchtlinge und Einheimische, Junge und Alte. Sie waren vom wiederkehrenden, dumpfen Bum-Bum der Unterwasser-Detonationen, vom Orgeln, Seufzen und Stöhnen der auf den Grund der Geltinger Bucht sinkenden U-Boote geweckt worden.

Das erste U-Boot war frühmorgens um vier Uhr zehn in die Tiefe gesunken. Bis spätestens acht musste die Aktion «Regenbogen» beendet sein, denn danach galt der mit Feldmarschall Montgomery ausgehandelte Waffenstillstand. Warum die U-Boote versenkt wurden, darüber lässt sich gut spekulieren. Der unausgesprochene Herzenswunsch des Großadmirals, des frisch gebackenen deutschen Reichspräsidenten Karl Dönitz, also des Staatsoberhauptes, war der Wunsch der Kriegsmarine und sollte in Erfüllung gehen.

Von jeher war es in aller Herren Länder Marine-Tradition: Kein Boot, kein Schiff darf in Feindeshand fallen.

Kurz vor acht bäumte sich ein Boot auf mit einem Flagge schwenkenden Matrosen. Nein, er hatte sich die Flagge um den Körper gewickelt, hielt sich noch mit einer Hand am Turm fest, als der Bug bereits zum Himmel zeigte. Das sinkende Boot orgelte und stöhnte von der entweichenden Luft, die dem einlaufenden Wasser Platz machte und zu allen Luken und Löchern hinauspfiff. Der U-Boot-Fahrer grüßte noch einmal unvorschriftsmäßig mit der Hand an der Mütze und nahm diesen Gruß, zusammen mit der Flagge, ins Seemannsgrab. Vorschriftsmäßig wäre der deutsche Gruß gewesen, der ausgestreckte rechte Arm mit der ausgestreckten Hand; er galt ja noch. Aus den hinterlassenen Papieren des Marinesoldaten weiß man: Er wollte mit seinem Boot untergehen und sterben. Er hatte Frau, Kinder, Eltern und Schwiegereltern verloren und erwartete nichts Besseres als den Tod.

Heißt es nicht bei den Bremer Stadtmusikanten: Etwas Besseres als den Tod findest du immer und überall? Hätte nicht ein Schaulustiger das dem armen U-Boot-Fahrer übers Wasser zurufen können? Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, mag der Schaulustige gedacht haben. Oder: Wohl ein Scherz. Oder: Schade um den jungen Menschen. Oder: Blödsinn, der Krieg ist doch aus.

Auch ein vierjähriges Kind stand an der Hand eines Erwachsenen oben auf der Steilküste. Beide hatten den mit Flagge und Boot untergehenden Soldaten beobachtet. Hans Hörgebar war der Erwachsene, und das Kind war ich.

Hörgebar wusste nicht, dass der Soldat ein Selbstmörder war, und verstand das Geschehen als bunte Einlage einer

Flaggenparade zum Kriegsende. Der U-Boot-Fahrer, sagte er, werde das Boot unter Wasser schon wieder verlassen, auftauchen und zu den Kameraden schwimmen.

«Bestimmt?», fragte das Kind.

«Hundertprozentig, Gustav», sagte Hans Hörgebar, dem das Kind zu treuen Händen übergeben worden war.

«Kann der Junge nicht acht bis zehn Tage bei euch im Kinderschiff bleiben, während ich die Entbindungsstation im Hilfskrankenhaus von Kummerby einrichte?» Das hatte die Hebamme Gret, Ziehmutter und Tante des Jungen, kürzlich gefragt. Sie war den Hörgebars seit Jugendzeiten freundschaftlich und beruflich verbunden. Vielleicht war das der Grund, warum das Kind den Hörgebar-Erwachsenengeruch so mochte und weder überredet noch gelockt werden musste. Im Gegenteil, als Gret bei den Hörgebars eintraf, sagte das Kind: «Ich bleibe hier.» Damit waren Hans und Klara und deren neunzehnjährige Adoptivtochter Paula gemeint. «Ich komme auch ganz bestimmt wieder», tröstete Gret für alle Fälle und fuhr in ihrem wehrmachtsgrünen, schön nach Benzin duftenden Opel – den würden die Engländer ihr, einer Hebamme, nicht wegnehmen – zurück nach Kummerby und weiter nach Solsbüll-Mühle, wo sie wohnte.

Hans Hörgebar ging in die Knie und ließ die Schützlingshand los. Nun waren beide gleich groß und auf Kinder-Augenhöhe. Sie hatten blaue Augen. Das Kind hatte kleine Ohren. Hans Hörgebar hatte große Ohren, eine große Nase hatte er auch, und auf der Nase saß eine große Warze. «Wie festgemauert», sagte er und zog mit Daumen und Zeigefinger daran. Mit seiner Brille sah er nicht nur wie ein Heimvater aus, er war auch einer. Während er mit seinem Schützling über die Geltinger Bucht schaute und lauschte, flüsterte

er ihm ins Ohr: «Es ist so mausestille / Kein Vogel hörgebar / Es ist auch nicht ein Wille / Es ist so wunderbar.»

«Kann der Mann vom Unterseeboot auch wirklich schwimmen?» Das schwierige Wort hatte der Heimvater dem Kind schon beigebracht.

«Alle U-Boot-Fahrer können schwimmen», antwortete der Heimvater. «Er sitzt vielleicht schon im Rettungsboot.»

«Schlauchboot», sagte das Kind.

Tatsächlich, Marinesoldaten ruderten in Schlauchbooten Sack und Pack und Proviant Richtung Steilküste. Sie hatten ihre Schiffe geleert und wollten aus vollen Händen schenken. Über eine provisorische Holzbrücke transportierten sie Farbe, Tauwerk, Bettwäsche, Werkzeug, Werkbänke und Dieselöl. Bauern fuhren mit Pferd und Wagen den Treibstoff in Jauchetonnen nach Hause. Flüchtlinge und Einheimische luden, so viel sie konnten, auf Handwagen oder trugen weg, was ihnen brauchbar erschien. In den Scheunen der Bauernhöfe wurden Vorratslager angelegt. In den Waschküchen dampfte Eintopf im Waschkessel: Man sah vor lauter Fleisch die Suppe nicht mehr. In der besten Stube lagen die besseren Sachen: Kolonialwaren, Zigarren, Zigaretten und Rum aus Übersee auf dem Tisch, weißblau-karierte U-Boot-Bettwäsche auf dem Sofa.

Zwei Soldaten waren mit ihrem Schlauchboot im knöcheltiefen Wasser angelangt und trugen einen Geschulterten an Land. Hans Hörgebar sah eine weiße Schirmmütze, zwei Kolbenringe am linken Uniform-Ärmel und einen langen, weißen Stock in der rechten Hand. «Blindenstock» war das nächste Wort, das er seinem Schützling vorsagte.

«Da hinten schwimmt noch einer mit seiner weißen Mütze!», rief er jetzt.

«Der badet seine Mütze», rief das Kind.

Draußen in der Bucht schwamm wirklich einer mit weißer Mütze auf dem Kopf. Es war nicht der Selbstmörder, sondern es war der Kommandant von U-999. Dessen Besatzung befand sich schon in Sicherheit auf dem U-Boot-Tender Donau. Der Kommandant war mit seinem dreiköpfigen Versenkungskommando an Bord geblieben, um das Boot zu präparieren: Sprengladung an den richtigen Platz legen und scharf machen, Tauchtank-Ventile aufdrehen, Turmluk und Torpedoluken öffnen. Gerade noch rechtzeitig hatte er sich mit einem Sprung ins kalte Nass gerettet, seine Mütze blieb treu und brav sitzen. Auch die drei Männer vom Versenkungskommando hatten sich retten können.

Zu Untergangsmusik und mit steil aufgerichtetem Bug verschwand U-999 von der Bildfläche. Kommandant und Versenkungskommando brachten noch ein dreifaches Hurra heraus, und das Boot antwortete mit einer Detonation, als es sich auf den Grund legte. Eine Fontäne schoss aus dem Wasser, fiel als schöner, weißblauer Wasserfall zurück und holte den Schall herauf. Dumpf, wie von Trommeln aus Afrika, hallte es über die Geltinger Bucht.

Ein vierstündiges Drama mit fünfzig Akten: Fünfzig U-Boote gingen auf Grund. Zuletzt an der Reihe gewesen war U-999, zehn, zwanzig Minuten nach acht.

So spät?

Der Kommandant kann sich nicht mehr genau erinnern. Zu spät auf jeden Fall.

Einen Kilometer weiter südlich, immer die Steilküste entlang, auf den Karten des Landesvermessungsamtes hieß das Gebiet Waldlust, goss in der Nacht darauf der Regen wie aus Eimern. Über dem herrschaftlichen Adelsitz, der das «Kinderschiff» unter seinem Dach beherbergte und mittlerweile

Flüchtlingslager geworden war, regierten Donner und Blitz über Himmel und Erde, Paradies und Hölle. Das Kind lag im Schlafzimmer der Heimeltern, allein.

Hörgebar war mit seiner Adoptivtochter Paula unten bei den Flüchtlingen, um mit ihnen Heimatlieder zu singen. Klara hatte Nachtdienst im Hilfskrankenhaus, das im benachbarten Hotel Windvogel eingerichtet worden war. Sie trug weiße Krankenschwestertracht. In der ehemaligen Hotelküche stand eine Blechkanne Hagebuttentee. Sie ging zu den Kranken und fragte: «Jemand noch eine Schmerztablette? Jemand noch Tee?» Sie sagte: «Der Krieg ist vorbei. Schlafen Sie gut», und knipste das Licht in den Krankenzimmern aus. Manch Verwundeter verliebte sich in sie. Sie war schön und freundlich, langes braunes Haar fiel über ihre Schultern. Früher hatte sie einen Bubikopf getragen; den trug jetzt Paula. Hörgebar griff da gerne rein. Er fragte sich, ob zwischen Schöpfung und Schopf ein Zusammenhang bestehe. Er wollte in seinem Wörterwurzelbuch nachschlagen.

Am Abend hatte das Kind kein Schlaflied gesungen und auch kein Märchen zum Einschlafen erzählt bekommen. Also lag es wach. Die Flüchtlinge dagegen waren unter Dornröschens Brombeerranken längst eingeschlafen. Wie eine zweite Nacht lag das Maigewitter über dem Kinderschiff. Wie eine dritte Nacht hingen die Bilder von den untergehenden U-Booten über dem Kind. Auch zwei weiße Mützen und ein weißer Stock hingen über ihm. Es hörte ein Orgeln und Stöhnen. Auch ein Stampfen, ganz nah. Tonnenschwere Knobelbecher liefen hinter federleichten Knobelbechern her. Diese dritte Nacht war zu viel, drückte auf den Brustkorb, nahm die Luft zum Atmen. Plötzlich wurde es taghell. Der Blitz war ein Peitschenhieb, der das Kind aus seinem Heimelternbett schleuderte; Knall auf Fall

stand es auf dem blanken Schlafzimmerboden. Wo waren die Heimerlern, wo war Paula? Sosehr das Kind auch schrie, seine Schreie gingen unter in den drei Nächten, in Blitz und Donner und rauschendem Regen.

Gingen sie wirklich unter? Wenig später schon hockten Hörgebar und Paula, Gesichter rot, Haare zerzaust, vor ihm und sagten wie aus einem Mund: «Was ist denn bloß los!»

Sofort hörte das Kind mit Schreien und Schluchzen auf und sagte: «Ich hatte solche Angst so allein.»

Paula sah Hörgebar mit bösen Blicken an: «Da hast du es. Deine Schuld. Kannst du damit nicht mal aufhören?»

«Wir waren doch im Haus!», sagte er zum Kind.

«Wart ihr nicht.»

«Es ist aber die Wahrheit.»

«Nein!»

Paula stand auf, räusperte sich und schlug sich mit der flachen Hand auf den Mund. Sie sah auf das Kind hinab und sagte: «Doch, wir waren im Haus. Nun beruhige dich, und schrei bitte nicht mehr so.» Da schrie das Kind wieder los, sodass Paula sich noch einmal hinhockte und flüsterte: «Ist ja schon gut. Wir lassen dich jetzt nicht mehr allein. Willst du bei mir schlafen?»

«Nein, bei Hörgebar.»

Der nahm das Kind auf den Arm und dachte: Was das Kind wohl von uns denkt? Auf diese Frage hätte er die Antwort gern gewusst.

Am nächsten Morgen lud er den Kommandanten von U-999 zum Mittagessen ein, nachdem der dem Kinderschiff drei Garnituren U-Boot-Bettwäsche für die Flüchtlinge spendiert hatte. Schon im Hausflur, wo die Pferdepeitsche

an der Garderobe hing, sagte der Gast: «Ich muss Ihnen unbedingt von meiner Flüchtlingsfahrt erzählen.»

«Unbedingt», sagte Hörgebar. Bis zum Mittagessen seien noch zehn Minuten Zeit. Man könne sich im Garten unterm Birnbaum auf die Bank setzen.

Die Geschichte ging so: Am 17. März 1945 nahm in der Danziger Bucht, im Fischerei- und Kriegshafen der Halbinsel Hela, ein U-Boot vierzig Flüchtlinge an Bord. Es war dunkel und kalt, als Frauen, Kinder, Hitlerjungen mit diesen Worten einstiegen: «Wir haben das Land verlassen und sind zu Schiff gegangen! Wir haben die Brücken hinter uns, mehr noch, wir haben all unsere Zelte abgebrochen! Nun, Schifflein, schwimme gut!»

Nachdem am Kai noch der Befehl «Pimpfe abspritzen und Läuse über Bord» ausgeführt worden war, steuerte das U-Boot sicher durch landeseigene Minenfelder und erreichte tieferes Ostseewasser. Der Kommandant befahl: «Tauchen.» In der Zentrale gab der Leitende Ingenieur das Kommando: «Fluten!» Der Diesel-Maat schaltete die beiden Dieselmotoren ab. Die Entlüftungsklappen wurden geöffnet. Ostseewasser flutete zu den Tauchtanks herein. Die zwei Tiefenrudergänger betätigten per Handballendruck die Tiefenruder, die vorn und achtern am Bootskörper saßen. Die beiden brauchten ein Händchen, um das Boot in der befohlenen Tiefe zu halten. Langsam und leise glitt, angetrieben von den beiden Elektromotoren, U-999 mit den Flüchtlingen dahin.

«Stinkröhre» nannten U-Boot-Fahrer ihr U-Boot. Nicht mehr lange würde U-999 Stinkröhre sein, denn es war auf dem Weg nach Hamburg, wo ihm ein Schnorchel eingebaut werden sollte. Dann würde man auch unter Wasser mit Dieselmotoren fahren können, und die fünfzig Lungen könnten

frische Seeluft atmen. Stinkröhre und schlechte Stimmung bei der Tauchfahrt wären passé.

Von Stinkröhre konnte allerdings heute schon keine Rede sein. Der Kommandant nannte seine Fracht aus Anlass der besonderen Unterwasserfahrt «Porzellanfuhr». Der Smutje kochte in der Kombüse starken Bohnenkaffee und verteilte Schinkenbrote. Bekanntlich aß und trank man auf deutschen U-Booten gut. Auf diesem U-Boot spendierte man sogar Bonbons aus einer großen Tüte. Ein stramm gewickeltes Baby lag in der Kinderhängematte, die an der Decke im Kommandantenraum hing.

Kommandantenraum? Das ist übertrieben. Es war ja nicht mehr als ein Durchgang mit Tisch und Bank. Die Tür zum Funkraum stand offen. Der war klein, aber mein. Der Funkmaat wusste schon das Wetter von morgen. Auf einem Plattenspieler ließ er «Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein» erklingen. Er hätte auch «Eine kleine Nachtmusik» oder «Roter Mohn» oder «Heimat, deine Sterne» im Musikvorrat gehabt. Oder die ganze Mannschaft hätte singen können: «... und wenn wir auf tausend Meter geh'n, woll'n wir zu Fuß nach Hause geh'n, zu dir, Lili Marleen.» Neben dem Funkraum im kleinen, aber meinen Horchraum saß der Horcher und hielt Aushorch nach Schraubengeräuschen.

Der Leitende Ingenieur trat mit einer Babyflasche zu der Mutter und sagte: «So, gnädige Frau, sagen Sie mir, wie ich das Fläschchen kochen soll!»

Die Mutter antwortete: «Ein Viertel Milch, drei Viertel Wasser mit Haferschleim!», und dachte: Wenn das man gut geht. Das Herz eines stramm gewickelten Kindes schlage langsamer, hieß es. Ein stramm gewickeltes Kind schlafe mehr und schreie weniger. Ideale Voraussetzungen für eine Mutter auf der Flucht.

Die Flüchtlinge schwiegen zwischen Hoffen und Bangen oder flüsterten zwischen Sorge und Sorglosigkeit. Alle Angst war weg, trotzdem war noch alle Angst vorhanden. Gerne hätte man sie durch ein paar Atemzüge mit frischer, kühler Luft vertrieben. Fuhr man etwa durch einen Sturm? Nein, das Boot tauchte.

«Was, wir sind getaucht?» Das rief Hans im Glück.

«Nicht so laut», sagte der Kommandant mit Zeigefinger am Mund. Um die Kinder zu beruhigen, ließ er seinen ersten Wachoffizier etwas Seemannsgarn spinnen, die Geschichte vom nicht festgezurten Heringsbottich: Es waren einmal fünfundzwanzig Lords, die im Bugraum mit sechs Reservetorpedos auf Du und Du lebten. Sie glaubten, dass der Bottich gut vertörnt sei. Irrtum! Bei einem ganz spektakulären Tauching rauschte das Boot mit großer Vorlaskigkeit in die Tiefe. Das Fass machte sich selbständig, es donnerte zwischen die Torpedorohre, und die sauren Außenbordkameraden schwammen im Bugraum. «Und wir hatten die Nase voll», so beendete der Erste Wachoffizier die Geschichte. Die entlausten und mit Süßwasser abgespritzten Hitlerjungen glaubten ihm und verlangten noch eine Geschichte. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

«Ein Schluck Bohnenkaffee gefällig?»

Die erwachsenen Flüchtlinge sahen den U-Boot-Männern dankbar in die Augen und entdeckten sogar Humor darin. Am liebsten wären sie ihren Rettern um den Hals gefallen. Die Retter merkten das und arbeiteten nicht ohne Stolz im Dieselraum und an der Elektro-Maschine, bei den Torpedos und in der Zentrale, wo der zweiundzwanzigjährige Kommandant mit einem Stechzirkel am Kartentisch stand und die Entfernung nach Warnemünde abgriff.

Das Gefühl des Kommandanten schwankte zwischen angenehm und unangenehm, also zwischen Neigung und Pflicht. Dann, vor Warnemünde, befahl er: «Auftauchen!» Der Leitende Ingenieur kommandierte: «Anblasen!» Der Zentrale-Maat griff in den Tannenbaum, wo die Handräder zum Öffnen und Schließen der Ventile wie Tannenbaumschmuck nebeneinander und übereinander in der Bordwand steckten. Pressluft schoss in die Tauchtanks. «Turm ist aus dem Wasser», rief der Leitende Ingenieur.

Bald darauf, sie hatten tatsächlich Warnemünde erreicht, ging die kostbare Fracht von Bord und flüchtete auf dem Landweg weiter. Der Kommandant hatte gegen gültige Befehle des Großadmirals verstoßen. Er hätte die Flüchtlinge nicht aufnehmen dürfen. Am Ende holte er sich bei seinem Kommandeur die fällige «Zigarre», kam aber glimpflich davon.

Er, der Kommandant, habe mit seiner Rettungstat «einen Beitrag zur Erhaltung der biologischen Substanz des deutschen Volkes» geleistet. Das schrieb der Ehemann einer geretteten jungen Mutter zwei Wochen später, Ende März.

Hörgebar blickte in ein Jungengesicht und staunte. Erst zweiundzwanzig Jahre alt sei er? Ob er nicht Hunger habe? Es gebe eine Kleinigkeit, ein Kriegsende-Mittagessen: Bratkartoffeln. Sie erhoben sich und gingen zum Haus. In der offenen Eingangstür stand das Kind. Zu ihm sagte der Heimvater:

«Wie findest du es, wenn uns der Mann mit der weißen Mütze Gesellschaft leistet?»

«Er soll nicht», rief das Kind und trat mit seinen Kinderschuhen gegen die U-Boot-Fahrer-Stiefel.

«Nun ist aber Schluss!», schimpfte Klara. Und zum Kom-

mandanten sagte sie: «Das nehmen Sie dem Kind doch hoffentlich nicht übel.»

«Er kann seine Schnürsenkel schon selber binden», warf Hans Hörgebar schnell ein.

«Das ist früh für sein Alter», sagte der Kommandant und bedachte das Kind mit einem lobenden Blick.

«Ich kann das aber», sagte es.

«Na los, setz dich in den Hochsitz, auch wenn du für den eigentlich schon viel zu groß bist», sagte Klara und trug die Bratkartoffeln auf.

Das Kind aß seinen Teller leer und sah Klara an, damit auch sie es lobe. Nach dem Rhabarber-Kompott kletterte es auf das Sofa, wo Heimvater Hörgebar seinen Stammplatz hatte, legte Kopf, Brust und Bauch wie einen Schlüssel auf dessen Schoß und schloss den Schoß ab.

«Bist du müde?», fragte Hans Hörgebar.

Das Kind sagte: «Nein.» Und war schon eingeschlafen.

Hans und Klara nahmen das Kind am Nachmittag in ihre Mitte und an die Hand. Sie wateten mit ihm barfuß durch den wadentiefen Bach, der durch Waldlust floss. Das Ufer war von Erlen und Holunder, Büschen und Brennnesseln gesäumt. Sogar der immergrüne Ilex wuchs dort mit seinen blitzblank gewachsenen, stacheligen Blättern. Sie blieben an einer Böschung stehen. Lauschten sie? Bachaufwärts und bachabwärts sahen sie in eine lange, schmale, in sommerlichem Grün ruhende Halle. Sonnenlicht fiel durch das Grün. Der Bachgrund leuchtete in einem warmen, hellen Braun. Einem Stichlingsschwarm, der im Wasser stand, blinkten die sonnenhellen Schuppen. Es hallte in der Halle, wenn man sich etwas zurief. Hans und Klara schwiegen, und das Kind schwieg mit. Schweigen war nach dieser Maigewitternacht

das Beste. Alle drei ließen wie auf Kommando die Hände los. Durch die Halle flog hin und wieder ein Eisvogel. Den sahen sie jedoch nicht.

Auch am Abend, oben in der Schlafkammer, nahmen die Hörgebars das Kind in ihre Mitte. Während unten im Speisesaal ein buntes Gemisch aus Ärzten, Schwestern, Verwundeten, Heimkehrern, Vertriebenen saß – im Kachelofen knackte und brannte das Holz, das der Heimvater am Strand gesammelt hatte, alle tranken Punsch aus U-Boot-Beständen, Paula spielte das Heimklavier, und eine Frauen- und eine Männerstimme sangen «Land der dunklen Wälder und kristallinen Seen» –, beflüsterten Hans und Klara die Zukunft, die als hundert Meter dicke Sauerstoffschicht auf der Erde und auf ihren Lungen lag. «Es ist so stickig hier», sagte Klara. Sie schlug die Bettdecke zurück. Hörgebar zog sie vorsichtig mit seiner linken Hand wieder hoch. Das Kind tat, als wenn es schlief, und spitzte die Ohren, sog tief den Sauerstoff und den Hörgebar-Geruch ein und lauschte, wie die Heimeltern das Leben nach dem Krieg von mehreren Seiten betrachteten: Hier bleiben und sich zusammenraufen oder auswandern nach Kanada? «Meinst du, wir können da wieder glücklich werden?» Sie sprach mit belegter, trauriger Stimme, weshalb sich das Kind wie im Traum erlaubte, sich an ihre heile Haut zu drücken und nach ihrer nächstbesten Brust zu schnappen. Klara gab ihm einen Klaps und sagte wieder: «Nun ist aber Schluss.» Das Kind wollte ja gar nicht nach der Brust geschnappt haben, sondern es wollte den Geruch von Klaras Nachthemd und von Klaras Haut, und nach Wärme schnappen wollte es. Was gut oder weniger gut roch, das wusste es seit einem Jahr. Dann eben der Hals, beschloss das Kind und legte seine Nase an Klaras Hals. Das hatte auch für Klara sein Gutes, denn so konnte sie das Haar

des Heimkinds riechen. Und das hochwohlgeborgene Kind konnte seinen Heimeltern lauschen.

Nach dem Krieg, so hatte es mir Gret erzählt, wurden die Hörgebars ein Forscherehepaar. Mit dem Schiff fuhren sie nach Neufundland, wo sie im Hafen von St. John's an Land gingen. Die beiden kannten einen Engländer, der in der kanadischen Prärie lebte und sie eingeladen hatte. Dann flogen sie nach Labrador, um von Goose Bay aus mit einem Kanu durch die Urwälder zu ziehen. Ihr Ziel: die Vogelwelt in der Wildnis erkunden. Sie hatten eine Schreibmaschine im Gepäck und schrieben ihre Forschungsergebnisse auf Schreibmaschinenpapier. Das Manuskript wurde jeden Tag dicker. Sie bauten aus Baumstämmen ein Haus. Im Winter saßen sie am offenen Feuer im Wohnzimmer, die brennenden Scheite knackten und sprühten. Im Sommer steckten sie sich süße Walderdbeeren in den Mund, den Rest verarbeiteten sie zu Marmelade, die sie in der Vorratskammer lagerten.

An den Abschied im April 47 erinnere ich mich genau. Es war nach dem ersten strengen Nachkriegswinter. Ich hatte Geburtstag, und tintenblaue Aprilregenwolken platzten unaufhörlich. Die Hörgebars kamen als dunkel gekleidete Gespenster in langen, tiefenden Kleppermänteln, er mit seinem Schlapphut, sie ohne Kopfbedeckung mit durchnässtem Haar. Sie hob mich hoch und drückte mich fest an ihre Brust. Sie mochte das; ich mochte das nicht. Ihr Kleppermantel roch nach Gummi und Mottenpulver.

«Wir wollen es noch einmal miteinander versuchen. In einem anderen Land.» Dieser Satz fiel Klara aus dem Mund und war Gret zgedacht. Gret sagte nichts, sie presste die Lippen aufeinander. Wahrscheinlich dachte sie: Neue Besen kehren gut, vielleicht reißt er sich dann ja am Riemen.

Das tat sie oft – Lippen aufeinander pressen, nichts sagen und dabei etwas denken. Wenn sie wollte, dann konnte sie schweigen wie ein Grab. Geheimnisse wurden von ihr sicher verwahrt und verwaltet. Sie nahm ihre Freunde in den Arm und gab Abschiedslaute von sich. Die Hörgebars weinten und sagten: «Danke für alles.» Dann gaben sie mir das Buch: «Der Eisvogel und andere Märchen». Ich rührte es jahrelang nicht an.